

Theodor Geiger Gesamtausgabe

Allgemeine
Soziologie

Abteilung III
Band 5

Ranulf contra Geiger



PETER LANG
Internationaler Verlag der Wissenschaften

Vorrede

I.

Schon früh wurde die europäische Entwicklung der Sozialwissenschaften von methodologischen Debatten begleitet, die über die Bedingungen und Möglichkeiten wissenschaftlicher Erkenntnis und wissenschaftlichen Interesses Auskunft geben. Bereits der Sozialphilosoph John Stuart Mill (1806 bis 1873) und die Soziologen Émile Durkheim (1893 bis 1917) und Max Weber (1864 bis 1920) stellten sozialwissenschaftliche Lehrsätze auf, die sich weitgehend mit einer modernen Wissenschaftslehre vereinbaren lassen. So vertrat Mill nachdrücklich die Forderung nach der Einheit der Forschungslogik für alle Disziplinen der Natur- und Sozialwissenschaften. Auch Durkheim verteidigte die Einheit der Forschungslogik und verstand die Soziologie als eine auf empirischem Wissen begründete Disziplin. Und Weber machte in seinen Analysen vor allem auf die Unhaltbarkeit von Werturteilen in der Forschung aufmerksam.¹

In dieser Wissenschaftstradition stand zweifellos auch Theodor Geigers Streitschrift. Man darf sich deshalb nicht über ihren nüchternen Titel täuschen und sie einfach als eine rein dänische Debatte zwischen Svend Ranulf (1894 bis 1953) und Geiger über Forschungsmethoden² abtun,

¹ Siehe dazu im einzelnen Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuauflage (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Seite 194 f.

² Eine solche Sichtweise dominierte in den beiden Rezensionen Jørgen Geltlings: *Svend Ranulf: SOCI-ALVIDENSKABELIG METODELÆRE [Sozialwissenschaftliche Methodenlehre]*. Ejnar Munksgaards Forlag, København 1946. 260 Sider [Seiten]. Theodor Geiger: RANULF CTR. GEIGER. Nyt Nordisk Forlag, Arnold Busck, København 1946. 108 Sider. In: Nationaløkonomisk Tidsskrift [Nationalökonomische Zeitschrift], LXXXIV, København 1946, Seite 155–158, und Jørgen Jørgensens: Socialvidenskabelig Metodiskussion [Sozialwissenschaftliche Methodendiskussion], in: Socialt Tidsskrift [Soziale Zeitschrift], XXII, København 1946, Seite 249–260. Gleichwohl geben aber die Rezensionen Jørgen Geltlings und Jørgen Jørgensens einige interessante Aufschlüsse über die Stichhaltigkeit der Argumentation von Ranulf und Geiger in ihren Schriften, auf die zurückzukommen sein wird. Gelting (1912 bis 1994) war damals Lektor

die ohne Bedeutung für die Soziologie in Deutschland sei, allenfalls ein wissenschaftshistorisches Forschungsinteresse beanspruchen könne und sich in erster Linie um kleinliche methodische Handwerkseiflersüchtelein- en drehe. Die Methodendebatte allgemein ist eine eminent theoretische, die in den skandinavischen Ländern schon immer stark ausgeprägt war. Und man sollte nicht verkennen, daß methodologische Erörterungen in ihr eine zentrale Rolle spielen, die überhaupt erst die Voraussetzung dafür schaffen, daß wissenschaftliche Methoden entwickelt werden können, über deren Praktikabilität, Verlässlichkeit und Güte sich erst vor dem Hintergrund der zwischen Ranulf und Geiger umstrittenen methodologischen Annahmen debattieren läßt und ebensowenig urteilen, ohne den brisanten wissenschaftlichen Anlaß und die verhandelten Sachverhalte aus Ranulfs Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære“ zu kennen.

Im Kern ging es in dieser Auseinandersetzung, wenn man so will, um einen dänischen „Positivismusstreit“ über Möglichkeiten und Voraussetzungen des angemessenen wissenschaftlichen Handelns einer mit quantitativ-kontrollierenden Methoden arbeitenden empirischen Sozialforschung, der die Aufgabe eines kritischen Korrektivs zufiel. Es war zwar bekannt, daß vielfältige Unterschiede der Forschungsrichtung, aber auch der wissenschaftstheoretischen Position und darüber hinaus der moralischen und politischen Grundhaltung Ranulf und Geiger trennten. Aber zu einer Erörterung der grundlegenden wissenschaftstheoretischen Positionen, die die vorhandenen Differenzen sichtbar hervortreten lassen und damit für die Forschung fruchtbar machen könnte, war es noch nicht gekommen. So schwelte denn der Konflikt weiter.

Das änderte sich grundlegend, als Ranulf in seinem Buch vornehmlich einige herausragende dänische sozialwissenschaftliche Veröffentlichungen, wie Theodor Geigers als erstes seiner Art in Skandinavien großes Aufsehen erregendes Überblickswerk „Sociologi. Grundrids og Hovedproblemer“* (København 1939), Frederik Zeuthens nationalökonomische

für Nationalökonomie an der Universität Aarhus und lehrte hier von 1954 bis 1982 Nationalökonomie. Jørgensen (1894 bis 1969) lehrte an der Universität Kopenhagen von 1926 bis 1964 Philosophie und Logik und galt als einer der führenden Repräsentanten des Neopositivismus im skandinavischen Sprachraum.

* „Soziologie. Grundriß und Hauptprobleme“

Studie „Økonomisk Teori og Metode“^{**} (København 1943) und Louis Hjelmslevs Sprachstudie „Omkring Sprogteoriens Grundlæggelse“^{***} (København 1943), auf den wissenschaftlichen Prüfstand stellte und die in ihnen angewandten Forschungsmethoden und ihre wissenschaftslogischen Voraussetzungen heftig kritisierte. Mit Geigers Überblickswerk, aber auch mit seinem Jugendwerk „Die Masse und ihre Aktion. Ein Beitrag zur Soziologie der Revolutionen“ (Stuttgart 1926) und mit seinem Überblicksartikel „Soziologie. Hauptrichtungen, Aufgaben, Verfahren“ in Vierkandts „Handwörterbuch der Soziologie“ (Stuttgart 1931) ging Ranulf gleichsam als Inbegriff problematischer Methoden besonders hart ins Gericht. Er war bestrebt, den prinzipiellen Dissens in einer ausführlichen Diskussion zu thematisieren und begründete das in seinem Lehrbuch – und ich nehme hier ein zentrales Ergebnis vorweg, auf das noch näher einzugehen sein wird – im wesentlichen mit seiner Auffassung, daß die Soziologie in der Weimarer Republik im allgemeinen und Geigers soziologische Leistungen im besonderen verstehenden sozialwissenschaftlichen Methoden verpflichtet sei. Ranulf forderte deshalb namentlich eine viel größere empirische Genauigkeit im Hinblick auf ihre sozialwissenschaftlichen Grundlagen. Er machte für diesen unzureichenden methodischen Standard hauptsächlich das „Deutschum“ verantwortlich, „auf das er in gnädig herablassendem Ton als Entschuldigung für meine wissenschaftliche Unterlegenheit hinweist“ (Seite 61)³, wie Geiger aus Ranulfs Darlegungen schloß, auch wenn dieser dagegen in einem Zeitungsartikel protestierte.⁴

Ranulf setzte Geiger jedenfalls von seiner Kritik unmittelbar nach der Publikation seines Lehrbuches mit beiläufigen Worten in einem in konziliantem Ton gehaltenen, aber auf ihre unterschiedlichen methodologischen und methodischen Meinungsverschiedenheiten kryptisch anspielenden, kurzen Brief in Kenntnis und regte darin zugleich an, Geiger möge seine Mißbilligung in einer „in Form einer selbständigen Publikation veröffentlichen“:

^{**} „Økonomiske Theorie und Methode“

^{***} „Über die Grundlagen der Sprachtheorie“

³ Dieses Zitat und die folgenden Zitate aus Geigers Streitschrift beziehen sich stets auf den vorliegenden Band.

⁴ Siehe dazu Ranulfs Artikel „Strid mellem de Lærde“ [Streit zwischen den Lehrenden], in: *Aarhus Stiftstidende* vom 25. Juni 1946, Seite 5.

Marselis Boulevard 24, Aarhus.
20. Februar 1946.

Lieber Professor Geiger,

Sie finden im hier folgenden Buch u. a. eine Darlegung meines Standpunktes gegenüber der Sichtweise der Soziologie, wie Sie sie in Ihrer großen „Sociologi“ geltend gemacht haben. Wie Sie sicher wissen, bin ich mit Ihnen ganz und gar nicht einig. Meine Anschauung ist, daß man wissenschaftliche Streitfragen offen und gründlich ausdiskutieren muß, wenn die Wissenschaft gedeihen soll. Das ist zwar eine liberale Auffassung, die ja nun seit einigen Jahren verketzert wird, die aber meiner Meinung nach wiedererweckt werden müßte. Vielleicht gibt es einige, die meinen, daß solche Diskussionen auf keinen Fall in Büchern stattfinden sollten, die von unreifen Studenten als Examensliteratur gelesen werden. Auch diesen Standpunkt muß ich abweisen, und ich meine hier in der glücklichen Lage zu sein, mich auf Sie berufen zu können, und zwar auf Ihren Artikel über „Idealernes Tyrannis“⁵, den ich mit großem Interesse und vorbehaltloser Zustimmung gelesen habe. Ich finde es im Hinblick auf Ihre dort vorgetragenen Gesichtspunkte pädagogisch wertvoll, daß die Studenten sowohl mit Ihrer als auch mit meiner Sicht auf die Soziologie vertraut gemacht werden, so daß jeder einzelne dazu verpflichtet oder angeregt wird, in dieser Sache selber einen Standpunkt zu beziehen. Um das zu erreichen, möchte ich Ihnen vorschlagen, daß Sie eine Zurückweisung meiner Kritik verfassen und in Form einer selbständigen kleinen Publikation veröffentlichen, die ich dann als Pflichtlektüre – neben meinem eigenen Buch – für das Philosophikum verlangen werde. Da es dadurch etwa 200 Zwangskäufer jährlich geben wird, bekämen Sie so eine kleine Einnahme. Ich bin der Auffassung, daß die Streitfragen zwischen uns alle Akademiker eines demokratischen Staates interessieren sollten und nicht nur Studenten der wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät.

⁵ Der Artikel „Die Tyrannie der Ideale“, wie die deutsche Übersetzung lautet, erschien in der schwedischen Zeitschrift „samtid och framtid. Tidskrift för idépolitik och kultur“ [Gegenwart und Zukunft. Zeitschrift für Ideenpolitik und Kultur]. I. 2, Stockholm 1944, Seite 40-48.

Ich hoffe deshalb aufrichtig, daß Sie auf meinen Vorschlag eingehen werden.

Mit freundlichem Gruß⁶

Geiger war, als er Ranulfs Kritik in dessen Buch studiert hatte, einen Augenblick lang wie vor den Kopf gestoßen. Aber er faßte sich schnell und war sich sofort darüber im klaren, daß hier weniger der Wert seiner wissenschaftlichen Leistung zur Debatte stand, als vielmehr offensichtlich Polemik und schmähende Kritik vorlagen und eine alte Rechnung beglichen werden sollte. Für ihn hatte Ranulf damit die Grundlage einer fairen wissenschaftlichen Debatte verlassen. Ranulfs Mißbilligung wies gravierende methodologische und methodische Mängel der Voraussetzungen empirischer Sozialforschung auf, ja vielfach Kenntnisse der Sache selbst, waren doch nicht wenige seiner Einwände ausgeklügelt und dienten einem doktinären Zweck. Geiger war deswegen nicht nur über die belehrende, ja besserwisserische und im Ton unangemessene Kritik empört, die Ranulf insbesondere gegen sein soziologisches Überblickswerk erhob, das er von allen herangezogenen Schriften besonders scharf attackierte,⁷ und die, wie Geiger in den einzelnen Kapiteln nachwies, von wenig Sachkenntnis zeugte sowie grobe Verdrehungen und Sinnentstellungen aufwies; darüber hinaus machte sich Ranulf auch wiederholt des oberflächlichen Lesens und Dokumentierens des Quellenmaterials schuldig und polemisierte gegen nie aufgestellte Thesen. Aber noch mehr erzürnte Geiger, der wegen „nationaler Unzuverlässigkeit“ von den Nazis aus der Braunschweiger Professur entfernt wurde, die politisch-moralische Warnung, die Ranulf gegen seine methodische Ausrichtung mit dem mehr oder weniger unverhohlen ausgesprochenen Vorwurf verband, er öffne der nazistischen Denkweise – wenn auch unabsichtlich – Tür und Tor. Sehr geschickt operierte Ranulf dabei mit der Methode a contrario zur Wahrung seines Anliegens und formulierte es so, daß es wie eine düstere Offenbarung klang.

⁶ Die Durchschrift dieses maschinengeschriebenen dänischen Briefes wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.626 verwahrt.

⁷ Nicht weniger als sechshunddreißig Mal wurde es vorwiegend despektierlich in zum Teil längeren Passagen von Ranulf zitiert. Dagegen zitierte er die „Masse und ihre Aktion“ nur dreizehn Mal tadelnd und bemängelte vor allem ihren methodischen Ansatz; den Handbuchartikel „Soziologie“ erwähnte er einmal kritisch.

Daß Geiger das als böswillige Unterstellung und eklatante Verdrehung seines Wissenschaftsverständnisses und Schädigung seines Rufes auffaßte, versteht sich von selbst. „Es ist unwahrscheinlich,“ so wollte er in seiner Streitschrift zeigen, „daß meine gesamte Produktion recht viele Sätze enthält, die so ungenügend verifiziert sind wie Ranulfs zusammenfassendes Urteil über meine Arbeitsweise und Forschungsintention“ (Seite 77). Auch durchschaute er die perfide und verunglimpfende Absicht der Unterstellungen, die unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkrieges ausgesprochen, als die Schikanen und Greuelarten der nazistischen Barbarei im besetzten Dänemark noch in lebhafter Erinnerung waren, natürlich auf große Aufmerksamkeit und besonderes Interesse in der Öffentlichkeit stoßen und ihn als Sozialwissenschaftler an den Pranger stellen würden.

Ranulf, der im Ruf hoher Gaben des Verstandes und großer Gelehrsamkeit stand und kein Gegner war, den man so en passant in die Schranken verweisen konnte, schien aber nicht zu erkennen, worauf Geiger gleich zu Beginn seiner Erwiderung aufmerksam machte, nämlich, daß er mit seinem Vorwurf, die methodische Ausrichtung in der „Sociologi“ begünstige eine nazistische Denkweise, einem faschistischen Charakterbiologismus Vorschub leistete und „die zur Zeit sehr beliebte Klappjagd nach ‚verborgenem Faschismus‘ in allen möglichen Meinungen und Geisteshaltungen allmählich zu einer größeren Gefahr für die intellektuelle Freiheit heranwächst als die möglichen Reste von nazistischer Gesinnung selber. Es besteht zwar die Möglichkeit, daß ‚der Geist Hitlers unter uns siegt‘ (...) – aber nicht so sehr auf Grund von Nachwirkungen seiner Ideen, als vielmehr durch monomanische Verdächtigungen der nächsten Gesinnungen und Meinungen. – Die Haltung und Methode sind das Erbe Hitlers – auch wenn wir sie nun ‚für die Demokratie‘ einsetzen“ (Seite 15).

Jedenfalls hielt Geiger – der wenig geneigt war, von sich und seinen Angelegenheiten viel Aufhebens zu machen – nach dieser Eskalation der Auseinandersetzung jetzt den Zeitpunkt für gekommen, Ranulfs hingeworfenen Fehdehandschuh aufzunehmen und sich Gehör zu verschaffen; auch wollte er selbstverständlich nicht säumig werden gegenüber Ranulfs Vorschlag zur Gegendarstellung. In nur wenigen Tagen schrieb er eine auf alle wichtigen Kritikpunkte eingehende, mit ironischen Bemerkungen versehene, geharnischte Entgegnung, die er im Untertitel

ausdrücklich „Ein Angriff und eine offensive Verteidigung“ nannte, was distanziert, aber auch selbstbewußt klang. Seinem Assistenten Torben Agersnap gestattete er bei der Abschrift nur ganz wenige Korrekturen am dänischen Manuskript⁸, das noch im März 1946 abgeschlossen wurde; es ging danach umgehend in Druck und wurde gut drei Monate nach der Publikation von Ranulfs Lehrbuch noch im selben Jahr als Buch veröffentlicht.

Es war sicherlich die schärfste und gründlichste Erwiderung, die Geiger je geschrieben hat. Sie nötigte ihn – was gewiß Ranulfs Verdienst war – um des besseren Verständnisses willen Aufschluß über sein Methodologieverständnis zu geben, das sozusagen ein Scharnier zwischen seiner Erkenntnis- und Wissenschaftstheorie einerseits und dem praktischen Stellenwert seiner Forschungsmethoden andererseits ist, weil es beides in einen theoretischen Begründungszusammenhang stellt. Um seinem Kritiker den Wind aus den Segeln zu nehmen, erörterte Geiger, wie er es in dieser Eindringlichkeit und Klarheit in keiner seiner Schriften früher oder später jemals getan hat, mit Blick auf Ranulfs forschungslogische Einwände hauptsächlich Fragen der erkenntnis- und wissenschaftstheoretischen Grundlagen, die ihn in seinen Forschungen leiteten; um ihnen größere Plausibilität zu verleihen und ihren Stellenwert für die eigenen Ergebnisse und den Geltungsbereich der gewonnenen Aussagen für den Erkenntnisfortschritt zu veranschaulichen, illustrierte er sie an Beispielen aus den von Ranulf beanstandeten Schriften.

Geigers Entgegnung ist, wenn man so will, eine Standortbestimmung, die zentrale Probleme der Forschungslogik *lege artis* behandelt (beispielsweise Axiomatik, Hypothesen-, Begriffs- und Theoriebildung, Kausalität, Verifikation) und eine klare Botschaft in jedem Kapitel bereithält, die über den eigentlichen Anlaß hinausweist. Geiger ließ sich auch nicht vorschnell dazu verleiten, zu urteilen und Partei zu ergreifen, weder die eigene noch gegen Ranulf, sondern legte die bemängelten Sachverhalte und Probleme um der Sache willen im einzelnen dar und begründete seine Vorgehensweise. Seine Argumente wurden geschätzt und bisweilen auch kritisiert⁹ wie auch die jeweils zum Verständnis dienende Erläute-

⁸ Persönliche Mitteilung Torben Agersnaps vom 13. März 2007 auf entsprechende Fragen zu den Hintergründen und treibenden Kräften der Querelen zwischen Ranulf und Geiger.

⁹ So bemängelte Gelting beispielsweise nur „Geigers sonderbare Äußerung ... über die Eigenschaft eines Phänomens im Namen der Logik ein anderes hervorbringen zu wollen“ (Seite 158) und zielte damit auf

rung der Forschungsausgangslage und des Forschungsstandes wohlwollend zur Kenntnis genommen wurden. Die Entgegnung war auf diese Weise zugleich auch einer der wirkungsmächtigsten Angriffe auf Ranulfs Buch.¹⁰

Die Debatte zwischen Ranulf und Geiger hatte, wie das oft der Fall zu sein pflegt, eine persönliche und eine wissenschaftliche Seite, die nur schwer voneinander zu trennen sind. Im persönlichen Umgang miteinander herrschte zwischen Ranulf und Geiger – das war ein offenes Geheimnis unter dänischen Sozialwissenschaftlern – von Anfang an ein gespanntes Verhältnis. Schon als Geiger im Herbst des Jahres 1933 als politischer Flüchtling nach Dänemark emigrierte, das er von früheren Besuchen her kannte, und sich in Kopenhagen niederließ, wo ihm einige wohlgesonnene Sozialwissenschaftler ein Forschungsstipendium der „Rockefeller Foundation“ am „Instituttet for Historie og Samfundsøkonomi“^{*} der Universität Kopenhagen verschafften, beargwöhnte Ranulf das eifersüchtig. Er mußte dann weiter mit ansehen, wie Geiger durch Gastvorlesungen an der Universität Kopenhagen weiter Fuß fassen und in dieser Zeit sein soziologisches Überblickswerk für eine zu erwartende Lehrtätigkeit in Dänemark ausarbeiten konnte. Als Geiger schließlich Ranulf bei der Besetzung der ausgeschriebenen Professur für Soziologie an der Universität Aarhus im Jahre 1938 als der in vielfacher Hinsicht besser qualifizierte wissenschaftliche Bewerber vorgezogen wurde,¹¹ verwandt Ranulf das nicht – selbst als er ein Jahr später auf eine Professur für Philosophie an der Universität Aarhus berufen wurde.

Ranulf entpuppte sich in den folgenden Jahren als ein harter Widersacher, der in der Wahl seiner Mittel nicht zimperlich war. Entschlossen, Geiger bei jeder sich bietenden Gelegenheit Schwierigkeiten zu bereiten, kritisierte er dessen Anschauungen wiederholt in seinen Schriften scharf. Geiger reagierte darauf aber zunächst nicht und begründete das in der

Geigers Bemerkung: „Oder – wenn ein Experiment nicht möglich ist – die theoretische Überzeugung, daß A für B relevant ist, daß A im Namen der Logik geeignet ist, B hervorzu rufen, nicht aber umgekehrt“ (Seite 36), was – wie aus dem Geigerschen Argumentationszusammenhang hervorgeht – natürlich eine eingehende Begründung voraussetzte.

¹⁰ Das bezeugen wohl nicht zuletzt die Buchbesprechungen von Jørgen Gelting und Jørgen Jørgensen, die Ranulfs Buch weitgehend mit Argumenten aus der kritischen Sicht Geigers rezensierten.

* „Institut für Geschichte und Volkswirtschaft“

¹¹ Siehe dazu die in der Erläuterung im Apparat wiedergegebenen Gründe und die Empfehlung im vergleichenden Gutachten der Berufungskommission (Seite 85 ff.).

„Einleitenden Apologie“ seiner Streitschrift mit wissenschaftlichen und persönlichen Rücksichten: „Daß nicht gerade gegenseitige Lobhudelei den Professor für Philosophie an der Universität Aarhus, Svend Ranulf, und mich verbindet, hat seine natürlichen Gründe. Das Gegenteil zu vermeiden ist in den 12 Jahren, in denen ich – zuerst lose, seit dem Jahre 1938 aber sehr eng – mit dem wissenschaftlichen Leben des Landes verknüpft bin, mein Bestreben gewesen“ (Seite 7). Diese Zurückhaltung war vor allem der großen Dankbarkeit gegenüber dem neuen Heimatland Dänemark und der Möglichkeit, hier an der Universität Aarhus wieder als Professor für Soziologie lehren und forschen zu können, geschuldet. Überdies hielt Geiger, nachdem „die Besetzung der Professur für Soziologie an der Universität Aarhus Ranulf und mich in ein Konkurrenzverhältnis gebracht hatte, (...) auch reines Taktgefühl (...) davon ab, zur Arbeit von Professor Ranulf in schriftlicher oder sprachlicher Form öffentlich kritisch, geschweige denn polemisch, Stellung zu beziehen – obwohl die Versuchung manchmal groß gewesen ist, besonders, als Ranulf falsche Behauptungen über die Stellung der Wissenschaft in der Weimarer Republik vorbrachte“ (Seite 7).¹²

Was aber bewog Ranulf nun im einzelnen zu seiner wissenschaftlichen Kritik und Polemik an Geigers Anschauungen? Welche Absichten und Begründungen lagen ihnen zugrunde? Wie klärte er die beanstandeten Sachverhalte, welche Kriterien zog er für deren Beurteilung heran? Und auf welche Vergleiche, eigenen empirischen Erfahrungen und Fachautoritäten stützte er sich? Wer sich darüber zuverlässig unterrichten will, muß schon zu Ranulfs dänischem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære“ greifen. Es läge daher nahe, Ranulfs Kritikpunkte um des besseren Verständnisses willen kurz darzustellen. Allerdings fehlte ihnen, obwohl Ranulf sich in seinen Darlegungen nicht scheute, eindeutig Stellung zu beziehen, durchgängig jene Stringenz und Systematik der kri-

¹² Geiger setzte sich damit ausführlich im Kapitel „Deutschtümeli und unzulässige Generalisierung“ seiner Streitschrift auseinander und rückte zurecht: „So, wie er seine Beurteilung des Niveaus der deutschen Wissenschaft und insbesondere des deutschen soziologischen Standards geäußert und dokumentiert hat, ist sie –: ein Konglomerat generalisierender Klischeebehauptungen, nicht verifiziert, aber für den der Sache unkundigen Leser plausibel gemacht durch selbstherliche Manipulation einer passenden Auswahl von Fakten und Zeugnissen“ (Seite 72). Dieses Kapitel ist übrigens – soweit es die Soziologie Lehrenden an den Universitäten in der Weimarer Republik betrifft – ein interessantes Seitenstück zu Dirk Käslers „Soziologische Abenteuer. Earle Edward Eubank besucht europäische Soziologen im Sommer 1943“, Opladen 1985.

tischen Auseinandersetzung mit Geiger, die den tatsächlich vorhandenen Auffassungsunterschieden angemessen gewesen wären.

„Aus Ranulfs Buch geht nicht klar hervor“, so schreibt Geiger in einer Schlüsselpassage seiner Streitschrift, „wie eine seiner Meinung nach giediegene soziologische Arbeit aussehen sollte. Man vermißt eine zusammenhängende und systematische Erörterung des Themas. Ranulf ist zu beschäftigt damit, die einen zu loben und gegen andere zu polemisieren; namentlich letzteres gedeiht üppig. Polemische Abschnitte fließen nicht an angemessener Stelle als natürliche Kontrastbeleuchtung oder Ergänzungen der eigenen Betrachtungen mit ein, sondern machen den weitaus überwiegenden Teil des Buchinhaltes aus und sind lose zusammengefügt durch Ranulfs Kommentare. Die Darstellungsperspektive wird nicht durch Ranulfs eigene Lehre bestimmt, sondern zeugt von seiner Bewunderung für und seiner Klage über die sozialwissenschaftlichen Methoden anderer. Sie enthält viel *für* Simiand¹³ – noch mehr *gegen* Geiger – und sehr wenig *von* Ranulf. Es wird nicht einmal spezifiziert, was Ranulf unter Positivismus versteht – ein Begriff, der, soweit ich weiß, heute in mehreren Nuancen verwendet wird. Und es werden Maximalforderungen an die Verifikation gestellt, ohne daß Ranulf allerdings den Weg zu ihrer Erfüllung aufzeigen könnte“ (Seite 47).

Es läßt sich folglich allenfalls eine gewisse Präzisierung der forschungslogischen Kritikpunkte Ranulfs in allgemeiner Thesenform und ihrer zugespitzten Begründung in seinem Lehrbuch wiedergeben. Es stand für ihn hier von vornherein außer Frage, daß zwischen bestimmten erkenntnistheoretischen und wissenschaftstheoretischen Positionen in den Sozialwissenschaften und bestimmten moralischen Prinzipien, die auch pädagogisch-politische Bedeutung haben, ein enger Zusammenhang besteht. Dementsprechend verfolgte er mit seinem Buch vor allem dreierlei Absichten, nämlich erstens ein *pädagogisches* Lehrbuch für Studenten der philosophischen Vorprüfung (Philosophikum) an der Universität Aarhus zu schreiben, zweitens *politisch* die Studenten und interessierten Leser in ihrem Kampf gegen die totalitäre Ideologie des Faschismus zu unterstützen und drittens *wissenschaftlich* die in den Sozialwissenschaften – im Unterschied zu den Naturwissenschaften – angewandten verstehenden Methoden einer rigiden Kritik zu unterziehen.

¹³ Gemeint ist damit der französische Soziologe und Nationalökonom François Simiand (1873 bis 1935).

Maßgeblich dafür war Ranulfs szientistisch formulierte erkenntnisleitende These, die den Gegensatz zwischen dem auf Objektivität beruhenden wissenschaftstheoretischen Erkenntnis- und Entwicklungsstand in den Naturwissenschaften und dem auf Verstehen begründeten in den Sozialwissenschaften hervorhob, und die er erst gegen Schluß seines Buches in allgemeiner Form mit der schon früh gezogenen forschungslogischen Konsequenz in die Worte faßte:

Erste These (Hauptthese): „Anstatt sich der Entwicklung der Naturwissenschaften anzuschließen, sind die Sozialwissenschaften auf einer schon überwundenen Kulturstufe stehengeblieben und sind folglich außerstande, die nützliche Funktion, in der man sie gerne sähe, in der Gesellschaft auszuüben. Diese fehlende Übereinstimmung zwischen den verschiedenen Disziplinen der Sozialwissenschaften ist für Lundberg Anlaß, mit den Worten eines anderen Autors über ‚our schizoid culture‘ zu sprechen.“¹⁴ Um ebendiese fehlende Übereinstimmung zu vermeiden, muß man Wissenschaft definieren als „den Inbegriff der Methode, die es mit mehr oder weniger großer Wahrscheinlichkeit gestattet, den zukünftigen Verlauf der Phänomene auf der Grundlage bisheriger Beobachtungen zu berechnen (...).“¹⁵ Jede wissenschaftliche Methode muß deshalb – das war Ranulfs immer wieder markant kompromißlos vorgetragene Forderung in seinem Lehrbuch – induktiv-empirisch vorgehen, das Kausaldenken anwenden und objektiv sein, kurz: forschungslogisch dem Verifikationsprinzip folgen.

Ranulf kündigte damit gewissermaßen die Einheit der Forschungslogik für die Sozial- und Naturwissenschaften auf und erkannte nur solchen Forschungsmethoden das Prädikat der Wissenschaftlichkeit zu, die diese Anforderungen erfüllten. Er lehnte folglich das Verstehen, das den Sozialwissenschaften besonders angemessen sei, als eine eigenständige Quelle wissenschaftlicher Erkenntnis ab, auf die sich ihre Vertreter in ihrer Argumentation – unter Rückgriff auf Wilhelm Dilthey (1833 bis 1911), der als Begründer der Erkenntnistheorie der Geisteswissenschaften und als einer der Hauptvertreter der hermeneutischen Wissenschaften gilt – seit Ende des 19. Jahrhunderts bei der Unterscheidung zwischen Geistes- und

¹⁴ Svend Ranulf: Socialvidenskabelig Metodelære, København 1946, Seite 202.

¹⁵ Ebenda, Seite 32.

Naturwissenschaften berufen.¹⁶ „Danach erfolge eine solche Unterscheidung notwendig aus dem Wesen der jeweiligen Forschungsgegenstände. Die Befürwortung des Verstehens als Erkenntnisquelle außerhalb der Naturwissenschaften beruht also auf ontologischen Annahmen über das Erfahrungsobjekt der Sozialwissenschaften. Insbesondere in den Sozialwissenschaften sei das Forschungsobjekt nur durch das Verstehen zureichend erfaßbar, weil wir die Gesellschaft mit besonderer innerer Anteilnahme miterleben. Wir selbst als Erkennende sind zugleich der Gegenstand, der erkannt werden soll. Subjekt und Objekt der Erkenntnis sind also im Grunde identisch.“¹⁷

Nicht zuletzt aus diesem Grund müssen sich die Sozialwissenschaften – das war die erste grundlegende forschungslogische Konsequenz, die Ranulf aus den in dieser Tradition stehenden anspruchsvollen Studien allgemein zog – in weitaus stärkerem Maße als bisher mit ihren verstehenden Methoden kritisch befassen und zugunsten objektiver naturwissenschaftlicher Methoden verwerfen, weil ihre Ergebnisse eindeutig die fatale Tendenz aufwiesen, wissenschaftliche Aussagen und subjektive Wahrnehmungen und Deutungen zu vermengen. Ein solcher methodischer Sündenfall, das glaubte Ranulf auch aufgrund seiner ideologiekritischen Analysen der Begriffe, Anschauungen und Gedankengänge der Schriften einiger weniger, dem Nationalsozialismus ergebener, prominenter Universitätsphilosophen als entscheidendes allgemeines Charakteristikum nachweisen zu können, spielte mit dem Moment des Subjektiven ebenso dem Nazismus in die Hände und war mit einer objektiven wissenschaftlichen Methode unvereinbar. Um daher gegen eine solche Koinzidenz und epistemologische Kritik gefeit zu sein, müssen sich die Sozialwissenschaften auch aus diesem Grund – das war die zweite grundlegende forschungslogische Konsequenz, die Ranulf aus den Schriften der nationalsozialistischen Parteidänen auf den Kathedern allgemein zog –

¹⁶ Ob Webers Äußerungen über das Verstehen (siehe dazu im einzelnen Max Webers Abhandlung „Die ‚Objektivität‘ sozialwissenschaftlicher und sozialpolitischer Erkenntnis“, in: Archiv für Sozialwissenschaft und Sozialpolitik. Neue Folge des Archivs für Soziale Gesetzgebung und Statistik, begründet von Heinrich Braun, herausgegeben von Werner Sombart, Max Weber und Edgar Jaffé, 19. Band (1904), der Neuen Folge 1. Band, Heft 1, Seite 22–87.) als zu erforschende soziale Prozesse „geistiger Vorgänge“, die „nacherlebend zu ‚verstehen‘“ genuine Aufgabe der sozialwissenschaftlichen und nicht der naturwissenschaftlichen Methodik sei, wie sie vor allem in Kreisen der Vertreter interpretativer Sozialforschung geäußert wurde und wird, wirklich als Absage an eine objektive Sozialforschung zu deuten sind, diskutierte Ranulf nicht.

¹⁷ Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuauflage (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Seite 197 f.

objektiver naturwissenschaftlicher Methoden bedienen. Er begründete das mit dem Erfolg, den die exakte und auf Erfahrung beruhende Forschung in den Naturwissenschaften mit ihren Methoden erreichte. Ihre Zweckmäßigkeit zeigte sich nicht zuletzt in den Ergebnissen der Anwendung dieser Methoden in der Technik, die zu korrekten Prognosen geführt hatte und damit erst die Grundlage für rationales Handeln schuf und damit zugleich demonstrierte, wie gute Forschung auszusehen habe.

Vor diesem Hintergrund stellte Ranulf – hauptsächlich den methodischen Forschungsempfehlungen Simiands als Erzvertrautem folgend¹⁸ und sich auf keine eigenen empirischen Forschungserfahrungen stützend – in seinem Lehrbuch eine Reihe von strengen Anforderungen und Regeln aus dem Arsenal der empirischen Sozialforschung für die sozialwissenschaftliche Methodenlehre auf, die er unter bewußtem Verzicht auf eine umfassende Behandlung und zugunsten einer um der lebhafteren und anschaulicheren Darstellung willen ins Detail gehenden Kritik an den beanstandeten Studien ausführte. Daraus resultierte eine vielfach arbiträre und unsystematische wissenschaftliche Darstellung der methodischen Forschungsempfehlungen, deren Essenz man vor allem mit Blick auf die zwischen Ranulf und Geiger ausgetragene Methodologie- und Methodendebatte und auf die in der Hauptthese aufgestellten Behauptungen in weiteren Thesen so differenzieren und substantiiieren könnte.¹⁹

Zweite These: Empirische Forschung unterscheidet sich von den subjektiven Alltagserfahrungen in der Art und Weise, wie sie ihre Ergebnisse objektiv nachvollziehbar erhebt, auswertet und interpretiert. Objektivität

¹⁸ Erstmals hatte Simiand diese methodischen Forschungsempfehlungen in seiner Studie „La méthode positive en science économique“ (Paris 1912) ausführlich dargestellt. Er demonstrierte sie auch in seiner dreibändigen nationalökonomischen Studie „Le Salaire. L'évolution sociale et la monnaie“ (Paris 1932), auf die sich Ranulf in seinem Lehrbuch „Socialvidenskabelig Metodelære“ weitgehend stützte.

¹⁹ Beim Abfassen der Thesen habe ich in methodologischer und methodischer Hinsicht folgende Überblickswerke und soziologischen Lexika zu Rate gezogen: Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuauflage (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Renate Mayntz, Kurt Holm, Peter Hübner: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Opladen 1972, Jürgen Kriz, Ralf Lisch: Methoden-Lexikon für Mediziner, Psychologen und Soziologen, München, Weinheim 1988, Jürgen Bortz, Nicola Döring: Forschungsmethoden und Evaluation für Human- und Sozialwissenschaftler. 3., überarbeitete Auflage. Mit 80 Abbildungen und 70 Tabellen, Berlin, Heidelberg 2002, Lexikon zur Soziologie. Herausgegeben von Werner Fuchs-Heinritz, Rüdiger Lautmann, Otthein Rammstedt, Hanns Wienold. 3., völlig neu bearbeitete und erweiterte Auflage, Opladen 1994, sowie Karl-Heinz Hillmann: Wörterbuch der Soziologie. Begründet von Günter Hartfiel †. 4., überarbeitete und ergänzte Auflage, Stuttgart 1994.

setzt demnach eine Standardisierung des Vorgehens durch methodische Regeln (Forschungsmethoden, statistische Auswertungsverfahren, Interpretationsregeln usw.) und die vollständige Dokumentation von empirischen Untersuchungen (Transparenz) voraus, die unabhängig von der Persönlichkeit des Forschers sein müssen, das heißt: sie sind anderen mitteilbar und können vor allem von ihnen überprüft werden. Damit werden subjektive Wahrnehmungen und Deutungen, ob man sie nun als individuelle oder soziale (nationale oder eventuell rassenmäßige) ansieht, von vornherein als Wahrheits- und Wirklichkeitskriterien ausgeschlossen und die Relativierung des Wahrheits- und Wirklichkeitsbegriffes unterschiedlicher nazistischer Philosophen abgewiesen.

Dritte These: Obwohl empirische Forschung Objektivität und Unparteilichkeit zu wahren hat, ist das Verhältnis ein anderes, „wenn man einer politischen Bewegung gegenübersteht, die behauptet, eine eigene Wissenschaft zu besitzen, inspiriert von Intuition und Rasseninstinkt, und die deshalb voller Hohn alles abweist, was man sonst unter wissenschaftlicher Objektivität zu verstehen pflegt. Unter solchen Umständen hat ein Wissenschaftler, weil er notwendigerweise in seiner täglichen Arbeit auf die eine oder andere Weise zur Anforderung nach Objektivität Stellung beziehen muß, gleichzeitig Partei für oder wider den Faschismus zu ergreifen, ob er es nun will oder nicht, und ob er es sich nun eingestehen will oder nicht.“²⁰

Vierte These: Wenn empirische Beobachtungsdaten zur Begründung einer These herangezogen werden, dann sind – Simiands „le Précepte de la connotation repérable“ folgend – Angaben zur Erhebungssituation unerlässlich. Nur so ist es möglich, Thesen zu vergleichen und zu verifizieren, die als „objektiv gültig“ betrachtet werden können.

Fünfte These: Damit die in einer empirischen Untersuchung verwandten zentralen Begriffe eine klare Unterscheidung des gemeinten Gegenstandes von anderen erlauben, Thesen überprüfbar und Ergebnisse mitteilbar machen können, müssen sie nicht nur einen übereinstimmend und präzise definierten empirischen Bezug aufweisen, das heißt: ihr Bedeutungsgehalt muß genau festgelegt und durch eine beschreibende Aufzählung bestimmter sprachlicher Ausdrücke, statt „unmittelbarer ganzheitlicher

²⁰ Svend Ranulf: Socialvidenskabelig Metodelære, København 1946, Seite 8.

Anschauungen“²¹, erfaßt sein, sondern es müssen auch konkrete Anweisungen für operationale Definitionen gegeben werden, mit denen man den Gegenstand erfassen kann, den die jeweils begriffliche Formulierung meint, um sie dann mit empirisch quantifizierenden Messungen überprüfen zu können. Die Messungen selbst legen damit fest, was gemessen wird, und das „läßt sich besser“ – jenseits formulierter Arbeitshypothesen – „mit Hilfe der neuen, künstlich geschaffenen Begriffe bewerkstelligen als mit Hilfe der verworfenen, populären.“²²

Sechste These: Sowohl das Aufstellen von spekulativen Theorien ohne empirische Erfahrungsgrundlage als auch ein naiver Empirismus ist ohne irgendein wissenschaftliches Interesse. Zweck der Wissenschaft muß es vielmehr sein, „das zukünftige Eintreten beobachtbarer Phänomene vorauszusagen“²³ oder „einen theoretischen Zusammenhang zwischen den Phänomenen herzustellen, der es ermöglicht, ihren zukünftigen Verlauf zu berechnen.“²⁴ Im Mittelpunkt dieses Erkenntnisinteresses steht das Aufdecken von Kausalzusammenhängen zwischen den untersuchten Phänomenen (Merkmale). Theorie ist in diesem Sinne nur nützlich, wenn sie auf einem System von empirisch prüfbaren Aussagen beruht und verifizierbare Voraussagen zuläßt. Die wissenschaftstheoretische Grundlage hierfür sind die aus einzelnen Beobachtungen induktiv hergeleiteten allgemeinen Aussagen (Gesetze, Regeln).

Siebente These: Als methodische Voraussetzung für das Aufstellen von Kausalzusammenhängen bedarf es – wiederum Simiands „Précepte de la revue sélective“ folgend – eines systematischen und möglichst vollständigen Verzeichnisses aller Faktoren, die in irgendeiner Form Einfluß auf die untersuchten Phänomene in der Wirklichkeit ausüben könnten. Die Häufigkeit des Zusammentreffens zweier Phänomene wird dann letztlich als das entscheidende Kriterium für den Ursachenzusammenhang angesehen. Das Mittel zu diesem Zweck ist die komparative Methode, die durch systematisches Einbeziehen des Vergleichs von Schlüsselmerkmalen das Erkennen von Korrelationen zwischen den untersuchten Phänomenen ermöglicht und damit die vergleichsweise Aussagenarmut bloßer statisti-

²¹ Ebenda, Seite 48.

²² Ebenda, Seite 51.

²³ Ebenda, Seite 50.

²⁴ Ebenda, Seite 51.

scher Korrelationen vermeidet. Deckt man diese auf diese Weise auf, so läßt sich für alle vergleichbaren Fälle ein Gesetz formulieren, und mit ihm kann man wiederum Prognosen erstellen, ohne befürchten zu müssen, einem Irrtum anheimzufallen.

Achte These: Wenn Kulturosoziologie allein die geistigen, künstlerischen, wissenschaftlichen, moralischen usw. Lebensformen untersucht, ihre Hauptfrage also die nach der Prägung von Epochen der Gesellschaftsgeschichte durch einen dominanten geistigen Kulturstil ist, dann ist sie abzulehnen, weil nicht die Brillanz der Argumente, sondern empirische Beobachtungen darüber entscheiden und weil sie sich so der Einordnung unter ein Kausalgesetz entzieht und damit keine Prognosen zuläßt.

Neunte These: Wenn eine erfahrungswissenschaftliche Theorie über das empirisch Nachgewiesene hinaus auf Axiomen beruht, die als Aussagen, weil keine noch weiterreichenden grundlegenden Sätze zu ihrer Ableitung bekannt sind, nicht oder aus methodischen Mängeln noch nicht verifiziert werden können, dann hat sich diese Theorie in der Praxis nicht bewährt; ihre Sätze müssen grundsätzlich empirisch überprüfbar sein, das heißt: sie müssen sich am Kriterium „wahr“ oder „falsch“ beweisen lassen.

Ranulf trug die in diesen Thesen zum Ausdruck kommenden Anforderungen an eine sozialwissenschaftliche Methodenlehre, die in mancherlei Hinsicht als das Einmaleins der empirischen Sozialforschung angesehen werden müssen, mit dem Eifer eines true believers und Rigoristen vor, der keinen Widerspruch duldet, und zwangt Geigers kritisierte Ansichten dadurch in das Prokrustesbett seiner Überlegungen. Demgegenüber ist aber – unter Hintersetzung der Kritik Geigers, die in seiner Streitschrift Punkt für Punkt nachzulesen ist, und auch der in den Rezensionen im einzelnen geübten Kritik Geltings und Jørgensens²⁵ an

²⁵ „Daß kritischer Sinn eine unumgängliche Voraussetzung für wissenschaftliches Arbeiten ist,“ so resümierte Jørgensen in seiner schon erwähnten Besprechung „Socialvidenskabelig Metodediskussion“ (siehe Fußnote 2), „werde ich als letzter bestreiten, aber das ist ja nicht alles – es braucht auch positives Wissen und Erfindergeist, Phantasie und Intuition. Letzteres wird in Ranulfs Buch gewiß nicht gerade wertgeschätzt; hier verrückt sich die gesunde Balance zwischen Entdeckung und Beweis, Hypothesenbildung und Verifizierung, Intuition und Kritik zu ungünstigen der ersteren drei Glieder dieser Gegensätze mit überzogener Betonung der letzteren“ (Seiten 250 f.). Und: „Obwohl ich (...) so ziemlich skeptisch bin, was die politische Effektivität der Ideologiekritik [Ranulfs] betrifft, kann ich ihr nicht jede Wirkung aberkennen und sehe somit Ranulfs Kritik an den nazistischen Philosophen nicht als wertlos an. Aber

Ranulf – doch, aus grundsätzlichen Erwägungen, darauf aufmerksam zu machen, daß längst vor der Drucklegung des Ranulfschen Buches die moderne Wissenschaftslehre Karl Poppers (1902 bis 1994) den in der Hauptthese präferierten methodologischen Naturalismus oder Szentismus, der verlangte, die Sozialwissenschaften müßten endlich von den Naturwissenschaften lernen, was wissenschaftliche Methode sei, als Irrweg ablehnte.²⁶ Denn dieser mißverstandene Naturalismus, das machte Popper in seinem Beitrag zum Positivismusstreit in der deutschen Soziologie in den sechziger Jahren noch einmal sehr deutlich und traf damit gleichzeitig auch den wissenschaftstheoretischen Kern der Anschauungen Ranulfs, stellte Forderungen auf wie „Beginne mit Beobachtungen und Messungen; das heißt zum Beispiel, mit statistischen Erhebungen; schreite dann induktiv zu Verallgemeinerungen vor und zur Theoriebildung. Auf diese Weise wirst Du dem Ideal der wissenschaftlichen Objektivität näher kommen (...).“ Diese Auffassung beruht auf einem „leider allzu weit verbreiteten und einflußreichen Mythos vom induktiven Charakter der naturwissenschaftlichen Methode und vom Charakter der naturwissenschaftlichen Objektivität.“²⁷

Wenn man indessen dieses wissenschaftslogische Mißverständnis korrigierte und Wissenschaft, wie sie Popper verstand und empfahl, als eine bestimmte Art des erkenntnistheoretischen Verhaltens betrachtete,

ihr Wert verringert sich unglücklicherweise dadurch, daß er, soweit ich sehen kann, (...) nirgends näher definiert, was er mit Nazismus, das heißt: nazistischer Ideologie oder Philosophie, meint. Er begnügt sich damit, ein paar Verfasser zu referieren und zu kritisieren“, die jedoch „im übrigen in vielerlei uneinig“ waren. Aber es erlangte des genauerer Versuchs, zu charakterisieren, was denn diese Philosophen zu Parteigängern des Nazismus machten, was die fatale Konsequenz hatte, „daß man die Kritiken an ihnen ohne weiteres auf andere, die an einem oder mehreren Punkten ähnliche Anschauungen oder Überlegungen geäußert“ hatten, übertragen konnte, obwohl sie zweifellos alles andere als Anhänger des Nazismus waren – eine methodische Vorgehensweise, die in Ranulfs Buch häufig vorkam und die er besonders auch auf Geigers Studie „Die Masse“ und vor allem auf seine „Sociologi“ anwandte (Seite 252). Die von Ranulf „selber verfochtenen Methoden und Prinzipien erscheinen dagegen weder so einleuchtend analysiert noch so klar formuliert, wie es wünschenswert wäre. Kapitelüberschriften versprechen mehr als sie halten, denn sie wecken die Erwartung an prinzipielle Untersuchungen, die gar nicht durchgeführt werden, sondern sich, ohne groß zu fragen, in kleinkarrierter Kritik und strauhender Polemik verstricken.“ Und „die Darstellung und deren Vorzüge ertrinken fast in der überwältigenden Polemik gegen die vielen Verfasser, deren Werke Ranulf nicht anerkennen kann“ (Seite 259). Ähnlich kritisch, wenn auch nicht so detailliert, äußerte sich Gelting.

²⁶ Siehe dazu Poppers grundlegendes Werk: Logik der Forschung. Zur Erkenntnistheorie der modernen Naturwissenschaft, Wien 1935.

²⁷ Karl R. Popper: Die Logik der Sozialwissenschaften, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R. Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied ²1972, Seite 107.

die allgemeine Aussagen der Kritik und damit forschungslogisch dem Falsifikationsprinzip unterwirft, und die durchaus im Einklang mit den wissenschaftstheoretischen Überlegungen Ernst Machs (1838 bis 1916) und Henri Poincarés (1854 bis 1912) stehen, auf die sich Geiger ausdrücklich beruft, dann folgte daraus eine Verfahrensweise, die mit Blick auf die zwischen Ranulf und Geiger geführte Debatte so hinreichend wichtig ist, daß sie ein ausführlicheres Zitat rechtfertigt: „a) Die Methode der Sozialwissenschaften wie auch die der Naturwissenschaften besteht darin, Lösungsversuche für ihre Probleme – die Probleme von denen sie ausgeht – auszuprobieren. Lösungen werden vorgeschlagen und kritisiert. Wenn ein Lösungsversuch der sachlichen Kritik nicht zugänglich ist, so wird er eben deshalb als unwissenschaftlich ausgeschaltet, wenn auch vielleicht vorläufig. b) Wenn er einer sachlichen Kritik zugänglich ist, dann versuchen wir, ihn zu widerlegen; denn alle Kritik besteht in Widerlegungsversuchen. c) Wenn ein Lösungsversuch durch unsere Kritik widerlegt wird, so versuchen wir es mit einem anderen. d) Wenn er der Kritik standhält, dann akzeptieren wir ihn vorläufig; und zwar akzeptieren wir ihn vor allem als würdig, weiter diskutiert zu werden. e) Die Methode der Wissenschaft ist also die des tentativen Lösungsversuches (oder Einfalls), der von der schärfsten Kritik kontrolliert wird. Es ist eine kritische Fortbildung der Methode des Versuchs und Irrtums (‘trial and error’). f) Die sogenannte Objektivität der Wissenschaft besteht in der Objektivität der kritischen Methode; das heißt aber vor allem darin, daß keine Theorie von der Kritik befreit ist, und auch darin, daß die logischen Hilfsmittel der Kritik – die Kategorie des logischen Widerspruchs – objektiv sind.“²⁸

Für alle Disziplinen der Natur- und Sozialwissenschaften wird demnach die Einheit der Forschungslogik postuliert, wobei das spezifische Erhebungsinstrumentarium der Forschung dem Untersuchungsgegenstand angemessen sein sollte. Unterschiede zwischen den Wissenschaftsdisziplinen können dann nur graduell und historisch bedingt sein und sind damit prinzipiell aufhebbar.²⁹

²⁸ Ebenda, Seite 105 f.

²⁹ Siehe dazu auch Erwin K. Scheuch: Methoden, in: René König (Hrsg.): Soziologie. Umgearbeitete und erweiterte Neuausgabe (Das Fischer Lexikon), Frankfurt am Main 1967, Renate Mayntz, Kurt Holm, Peter Hübner: Einführung in die Methoden der empirischen Soziologie, Opladen 31972, Seite 194–224, und Ralf Dahrendorf: Anmerkungen zur Diskussion der Referate von Karl R. Popper und Theodor W. Adorno, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R.

Geigers Wissenschaftsauffassung als empirischer Gesellschaftsforscher stand zweifellos der Wissenschaftslehre Poppers nahe, wie unschwer den Ausführungen in seiner Streitschrift zu entnehmen ist, ohne daß er sich ausdrücklich auf sie berufen hätte.³⁰ Er beharrte nämlich für die erfahrungswissenschaftliche Soziologie auf einer hypothesengestützten, am Falsifikationsprinzip orientierten, präzisen „*begriffsanalytisch*“, das heißt: theoretisch, „*gelenkte[n], quantifizierende[n] Untersuchung der sozialen Erscheinungswelt*“³¹, von der Ranulf, der ja eine induktiv-empirische Vorgehensweise bevorzugte, offenkundig nicht sonderlich viel hielt. Aber auch sie käme ohne begrifflich-theoretische Klärungen nicht aus, wenn sie „sich nicht in draufgängerischem field-work ohne wohldurchdachte Problemstellung“ erschöpfen wollte. „Man kann z. B. nicht Gesellschaftsklassen gegeneinander abgrenzen, ihre Größenverhältnisse bestimmen und sich über den Zusammenhang zwischen Klassenlagen und anderen sozialen Erscheinungen aussprechen,“ wie Geiger in dieser Formulierung auch Ranulf gegenüber hätte einwenden können und dem Sinn nach auch getan hat, der auf dieses Beispiel kritisch eingeht, „ohne wenigstens einen vorläufigen Begriff von der Gesellschaftsklasse zu haben. Mit solchen Begriffen trifft der Forscher ja eben die Auswahl der Erscheinungen, die er im gegebenen Falle messen, zählen oder wägen will. Es leuchtet aber ein, daß die Auswahl des Forschungsstoffes, ja die Problemstellung selbst befriedigender sein wird, wenn die Ausgangsbegriffe kritisch geklärt sind.“³²

Die Folge ist, wie Jørgen Gelting in seiner Rezension der Bücher Ranulfs und Geigers es resümierend auf den Punkt brachte, „daß Geiger einen wesentlichen Teil seines Buches darauf verwendet, zu zeigen, daß Ranulfs Darstellung von Geigers methodologischen Gesichtspunkten und die von ihm angewandten Methoden nicht korrekt sind“, um dann zu folgern:

Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied²1972, Seite 145–153.

³⁰ Siehe auch Hans Albert: Intellektueller Humanismus. Theodor Geiger als Ideologiekritiker und als Vertreter der Aufklärung, in: Siegfried Bachmann (Hrsg.): Theodor Geiger – Soziologe in einer Zeit „zwischen Pathos und Nüchternheit“. Beiträge zu Leben und Werk, Berlin 1995, Seite 85–106.

³¹ Theodor Geiger: Das Verfahren der empirischen Soziologie. Aus dem Nachlaß, in: Paul Trappe (Hrsg.): Theodor Geiger. Arbeiten zur Soziologie. Methode – Moderne Großgesellschaft – Rechtssoziologie – Ideologiekritik. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe (Soziologische Texte. Herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Band 7), Neuwied/Berlin-Spandau 1962, Seite 79.

³² Ebenda, Seite 77.

„und es bleibt nur wenig Raum übrig für eine eigentliche erkenntnistheoretische Diskussion, in der die Differenzen recht begrenzt zu sein scheinen.“³³ Mit einer solchen Schlußfolgerung wird indes der fundamentale Unterschied in den Erkenntnishoffnungen und Erkenntnisansprüchen zwischen Ranulf und Geiger, der die ganze Debatte durchzog, eher beschönigt. Die Ausgangspositionen beider würde man gewiß unzulänglich charakterisieren, wenn man sie ausschließlich für Standpunkttdifferenzen erklärte, die jede Diskussion und Argumentation ausschlössen und keine Verständigungspunkte böten. So wäre Geiger sicherlich damit einverstanden gewesen, wenn Ranulf die induktive Methode nicht mehr als alleinige Strategie angesehen und sie in erster Linie zur Hypothesenerkundung eingesetzt hätte, während Geiger mit seiner Aussage vom halben, aber alles andere als unbewußten Bruch mit der phänomenologischen Methode in früheren Arbeiten seinen Standpunkt präzisierte und „zugunsten einer betont empirischer Auffassung aufgegeben“³⁴ habe. Diese Bemerkung Jørgensens war, wie gleich zu zeigen sein wird, jedoch nur die halbe Wahrheit. Dennoch waren die Unterschiede nicht nur im Inhalt, sondern vor allem auch in der Art und Weise der methodologischen Argumentation so tiefgreifend, daß man bezweifeln muß, ob sich Ranulf mit Geiger auch nur auf ein Verfahren hätten verständigen können, mit dessen Hilfe sich ihre Unterschiede hätten klären und entscheiden lassen.

Dieser gravierende Mangel dürfte nicht zuletzt auch der weitgehenden Theorieabstinenz Ranulfs geschuldet sein, wie beispielsweise seine pars pro toto Darlegungen zum Intelligenztest deutlich machten. Nicht nur tadelte Geiger die unscharfe Begrifflichkeit und theoretische Konzeption, ihm schien vor allem der Stellenwert der Forschungsmethoden weit überschätzt, zumal kein noch so ausgeklügelter methodischer Zugriff nämlich das eigene Nachdenken über den Problemzusammenhang und die angewandten Methoden ersetzen könne. Das zeigte sich besonders eindrücklich auch an Ranulfs grundlegender Kritik an der phänomenologischen Methode in Geigers „Sociologi“. Er war sicherlich der erste, der

³³ Jørgen Gelting: Svend Ranulf: SOCIALVIDENSKABELIG METODELÆRE. Ejnar Munksgaards Forlag, København 1946. 260 Sider. Theodor Geiger: RANULF CTR. GEIGER. Nyt Nordisk Forlag, Arnold Busck, København 1946. 108 Sider. In: Nationaløkonomisk Tidsskrift, LXXXIV, København 1946, Seite 158.

³⁴ Jørgen Jørgensen: Socialvidenskabelig Metodediskussion, in: Socialt Tidsskrift, XXII, København 1946, Seite 260.

sie wissenschaftlich publik machte, aber er war nicht der erste, der sie vortrug, ohne sie indes wirklich substantiiieren zu können.

Diesen Mangel äußerte schon fünf Jahre vor der Debatte zwischen Ranulf und Geiger auch der dänische Rechtsphilosoph und Jurist Alf Ross (1899 bis 1979), der als einer der wichtigsten Vertreter des skandinavischen Rechtsrealismus gilt, in einem Brief vom 20. Februar 1941³⁵ aus Kopenhagen an Geiger, nicht ohne ihm zuvor höchste Anerkennung für seine „Sociologi“ zu zollen: „Es ist mir ein Bedürfnis, meine Freude darüber zum Ausdruck zu bringen, die Bekanntschaft mit Ihrer großen, umfassenden ‚Sociologi‘ gemacht zu haben. Ihr imposantes enzyklopädisches Wissen auf den verschiedensten Gebieten hat mich sehr beeindruckt, und ich bewundere das tiefe Verständnis und die feine Auffassungsgabe, die Ihre reichhaltige Kasuistik prägten. (...) Sicherlich gibt es verschiedene auch fundamentale Punkte, an denen wir unterschiedlicher Meinung sind. So wäre etwa zu nennen, daß ich mich von der fundamentalen Anknüpfung an die phänomenologische Richtung (Scheler, Litt und Kumpane), die im § ‚Fænomenet Medmenneske‘* zum Ausdruck kommt, distanzieren muß. Diese ist meiner Meinung nach wesensfremd zur emp. positivistischen Erkenntnistheorie, zu der Sie sich im übrigen zu bekennen scheinen“ (Seite 1).

Geiger ging in seinem Antwortbrief vom 16. März 1941³⁶ aus Odense auch ausführlich auf diesen Vorwurf Ross' ein: „Vor allem ist da der Punkt mit der Phänomenologie. Wenn Sie genau hinsehen, werden Sie bemerken, daß ich sie eigentlich nur – wenn ich so sagen darf – in negativer Hinsicht verwende, namentlich um all den Nonsense auszuschließen, der sich durch an und für sich falsche Problemstellungen (die Ätiologie der Gesellschaft; die ‚Priorität‘ der Individualität oder des Kollektivismus) in die Soziologie geschlichen hat. Wenn sich die Forschungsgeschichte nicht mit solchen Fragen beschäftigen müßte, könnte man die konkreten Fragen, ohne ‚präliminare‘ Soziologie diskutieren zu müssen, unbefangen in Angriff nehmen. – Im Hinblick auf den genannten negativen Zweck schien mir die phänomenologische Methode besonders gut geeignet zu

³⁵ Die Durchschrift dieses maschinengeschriebenen dänischen Schreibens wird im Nachlaß Ross in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen aufbewahrt.

* „Das Phänomen, Mitmensch“

³⁶ Das dänische Handschreiben Geigers wird im Nachlaß Ross in der Handschriftenabteilung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen aufbewahrt.

sein. Womit ich dann an einem Punkt angelangt wäre, an dem ich Sie leider enttäuschen muß: Ich bekenne mich zu keiner besonderen erkenntnistheoretischen Richtung, war aber schon immer ein ‚middle-grounder‘, d. h.: habe bei der Bearbeitung unterschiedlicher Problemstellungen stets die Methoden angewandt, die in den einzelnen Fällen Resultate versprochen. In dem genannten Fall erschien mir daher die phänomenologische Methode brauchbar, um im Streit zwischen Metaphysikern und ähnlich verirrten ‚Positivisten‘ aufzuräumen. – Sobald es um konkrete soziologische Probleme geht, bevorzuge ich andere Methoden, und ich habe stets gegen das Abgleiten gewisser Doktrinär-Phänomenologen in den Intuitionismus, der nicht über eine ‚interessante Sicht‘ hinausgeht, polemisiert. (Am ärgsten ist es bei H. Freyer und einigen anderen. Litt hält sich an die philosophischen Generalia, und Scheler kann, wenn er sich mit Einzelproblemen beschäftigt, einigermaßen vernünftig-analytisch sein.) – Die Tatsache, daß Sie sich hinsichtlich der speziellen Kapitel im Buch nicht über phänomenologischen Leichtsinn beschweren, deutet eigentlich darauf hin, daß die Phänomenologie in ihren Voraussetzungen nicht schlecht ist. Wäre sie prinzipiell verfehlt, müßte diese falsche Sicht wohl verstärkt zum Ausdruck kommen, je mehr die auf falscher Basis gewonnenen Grundbegriffe auf konkrete Probleme angewandt würden“ (Seite 1). Im übrigen ist es vielleicht ratsam, sich hier Max Webers zu erinnern, auf den Ranulf ja so große Stücke hielt, der sich in einer nachgelassenen Seminarnotiz für das Münchner „Kategorien“-Kolleg vom 19. Januar 1920 durchweg herablassend über eine verselbständigte Methodendiskussion äußerte: „Methode ist das Sterilste was es gibt. Mit Methode allein ist noch nie etwas geschaffen worden.“³⁷

Als legitime Erkenntnisaussagen kamen für Geiger, um die Gemeinsamkeiten und Unterschiede zwischen Ranulf und Geiger auf den Punkt zu bringen, jedenfalls nur solche in Betracht, deren Inhalt prinzipiell

³⁷ Zitiert nach Wilhelm Hennis „Max Webers Fragestellung. Studien zur Biographie des Werks“, Tübingen 1987, Seite 184 (Anmerkung 49). Bedenken gegen eine vorwiegend methodologische Betrachtungsweise in der Soziologie äußerte unter einem inhaltlichen Blickwinkel auch Geiger, als es in einem Brief vom 2. Januar 1944 an den Philosophen Torgny Segerstedt (1908 bis 1999) unter anderem um die Frage ging, welches Lehrangebot er an der Universität Uppsala anbieten könne: „Ein Grundkurs in Soziologie könnte meiner Meinung nach auf zwei Arten angegangen werden: entweder durch eine Einführung in Methoden und Richtungen der Soziologie oder auch durch die Behandlung einiger ausgewählter Einzelfragen. Ich würde letzteres vorziehen, da ich stets an der Bedeutung methodischer Erörterungen, sofern Zuhörer nicht mit der Substanz des Faches vertraut sind, gezwEIFELT habe“ (Geigers Handschreiben befindet sich in der Universitätsbibliothek Uppsala im Nachlaß Segerstedt).

aufgrund von „Sinneswahrnehmungen“ nach den Regeln der Logik „als richtig oder falsch aufgewiesen“, das heißt: „verifiziert oder falsifiziert (...) werden kann.“³⁸ Darüber hätte er sich sicherlich mit Ranulf schnell verständigen können und hat es mit seiner Zustimmung zur „Forderung nach Verifikation“ als vorläufiges Forschungsstadium ja auch getan. Kein Einverständnis hätte Ranulf aufgrund seiner Methodologieauffassung gegenüber Geiger bekundet, als dieser fortfuhr: Auf diese Weise führte fast immer „die Bestätigung oder Korrektur einer hypothetischen Begriffsbildung zur hypothetischen Sichtung weiterer Tatsachenzusammenhänge, vor allem zu feineren Unterscheidungen innerhalb einer bisher durch einen Begriff gedeckten Gruppe von Erscheinungen. Die neugewonnenen hypothetischen Begriffe sind abermals empirisch zu prüfen usf. Am gedachten und erstrebten (wohl nie ganz erreichbaren) Ende dieser alternierenden Stufenfolge von Hypothese – empirischer Korrektur – neuer Hypothese steht ein in allen seinen Teilen durch exakte Nachprüfung gesichertes, alle beobachteten Erscheinungen widerspruchsfrei deckendes System von Begriffen und Urteilen.“³⁹

Freilich war sich Geiger auch darüber im klaren, daß die „Soziologie vorerst nur einen bescheidenen Bestand an gesichertem Wissen aufzuweisen [hat], und das aus drei Gründen. – 1. Ihr Tatsachenmaterial ist schwieriger zugänglich als das der klassischen Naturwissenschaften. – 2. Ihre Objekte verändern sich im Laufe der geschichtlichen Entwicklung. Neue soziale Konstellationen machen bisher unbeachtete Probleme sichtbar, neue soziale Gestaltungen stellen die Forschung immer neuen Erkenntnisaufgaben gegenüber. – 3. Als nomothetische Erfahrungswissenschaft ist die Soziologie in der Tat noch ‚jung‘, nicht viel mehr als ein halbes Jahrhundert alt, sie kämpft daher noch um die Ausbildung geeigneter Beobachtungs- und Meßverfahren“⁴⁰ und konnte sich deshalb noch „nicht auf die bloße Feststellung von Handlungs- und Gebarenwelten beschränken,“ wie Geiger das mit seinem Ansatz vom „soziologische[n]

³⁸ Theodor Geiger: Ideologie und Wahrheit. Eine soziologische Kritik des Denkens, Wien 1953, Seite 47.

³⁹ Theodor Geiger: Das Verfahren der empirischen Soziologie. Aus dem Nachlaß, in: Paul Trappe (Hrsg.): Theodor Geiger. Arbeiten zur Soziologie. Methode – Moderne Großgesellschaft – Rechtssoziologie – Ideologiekritik. Ausgewählt und eingeleitet von Paul Trappe (Soziologische Texte. Herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Band 7), Neuwied/Berlin-Spandau 1962, Seite 78 f. Ähnliche Gedanken äußert Geiger auch in seiner Streitschrift im Kapitel „Begriffsbildung, Begriffsrealismus und Begriffsanalyse“ (Seite 32).

⁴⁰ Ebenda, Seite 79. Siehe dazu auch Geigers Bemerkungen zum methodologischen Behaviorismus in seiner Streitschrift im Kapitel „Kausalität und Kultursoziologie“ (Seite 40).

Behaviorismus“ (Seite 21) vorhatte, „sondern hat bei deren Erklärung die zugrunde liegenden oder begleitenden psychischen Tatsachen zu berücksichtigen.“⁴¹

Eine solche wissenschaftslogische und soziologische Position, die allein Prämissen der Wissenschaftslehre und soziologischen Theorie verpflichtet wäre, würde allerdings dem Gesellschaftskritiker Geiger nicht gerecht werden, weil er sie, wie ja aus vielen Beispielen seiner Streitschrift hervorgeht, stets entschieden mit einer soziologischen Analyse von epochalen oder grundlegenden aktuellen gesellschaftlichen Problemen verband, worauf Ranulf, der darauf doch ebenso großen Wert legte, in seiner Kritik mit keinem Wort einging. Jedenfalls pflegte Geiger seit den erfahrungswissenschaftlichen Arbeiten der zwanziger Jahre ein begrifflich-theoretisches Denken, das sich nicht – und hier stand er der von Theodor W. Adorno (1903 bis 1969) im Positivismusstreit vertretenen Auffassung durchaus nahe – technologisch und technisch mit jener stumpfen Präsentation von Zahlen begnügen wollte, die so viele Publikation über Erhebungen und Umfrageforschung zur Sterilität verurteilten,⁴² sondern vor allem sozialkritisch umgesetzt werden konnte, und ausdrücklich mit dem Anspruch verbunden war, daß Soziologie der Aufklärung und Kritik gesellschaftlicher Verhältnisse, vor allem auch der Machtkritik, dienen sollte.

Daß Ranulf in der Kontroverse mit Geiger viele Fragen offenlassen mußte, überrascht vor dem Hintergrund seiner wissenschaftslogischen Position nicht sonderlich. Es ist also nicht weiter verwunderlich, daß er, anstatt ihn methodisch vorzuführen, nachgerade das Gegenteil erreicht hatte. Manche seiner Argumente mag man für banal halten, andere für problematisch oder einfach falsch, aber Ranulfs Kritik hat doch zu einer gewissen Klärung in der Debatte geführt. Entgegen seinen Erwartungen erwies sie sich als ungeeignet, jene Kontroverse zu entscheiden, die zwischen Ranulf und Geiger auch von tiefer gegenseitiger Abneigung geprägt war. Daran ändert auch das Bekenntnis mangelnder Kooperation bei der Drucklegung des Manuskripts und das gespreizt vorgetragene

⁴¹ Ebenda, Seite 83.

⁴² Siehe insbesondere Theodor W. Adorno: Soziologie und empirische Forschung, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R. Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied²1972, Seite 84–87.

Eingeständnis voreiliger Kritik in einigen Punkten nichts Grundlegendes, die Ranulf Geiger gegenüber nach dem Studium von dessen Streitschrift konzidierte, wie seinem folgenden Brief zu entnehmen ist:

11. Juni 1946.

Lieber Professor Geiger,

Dank für Ihre Schrift, die ich heute erhalten habe und sofort von Anfang bis Ende durchgelesen habe. Ich bedaure sehr, daß ich Sie nicht darum gebeten habe, mein Manuskript vor dem Druck zu lesen. Es hätte bedeutet, daß ich ein Jahr lang hätte warten müssen, das Buch in Gebrauch nehmen zu können. Vielleicht aber ist es doch bedauernswert, daß ich die Verspätung nicht in Kauf genommen habe. Im Hinblick auf die soziologische Methode sind wir tatsächlich weniger uneinig, als ich geglaubt hatte. Nach dem Lesen Ihrer Kritik bin ich bereit, an verschiedenen Punkten Zugeständnisse zu machen, die mich dem Standpunkt, den Sie jetzt vertreten, annähern würden.

Für mich stellte es sich so dar, daß Sie Fürsprecher einer Methode in der Soziologie waren, die billiger ist und weniger Arbeit erfordert, als von mir als notwendig angesehen. Wollte ich – vorzugsweise mit Blick auf die nächste Generation – für eine bessere finanzielle Ausstattung der Soziologie argumentieren, ginge kein Weg an der Behauptung vorbei, daß Ihre Methoden unzureichend seien. Diese Voraussetzung erweist sich nun als unrichtig.

Ganz einig sind wir jedoch nicht. Seit ich im Jahre 1934 dazu gezwungen wurde, eine schon geplante und begonnene Arbeit über den Puritanismus aufzugeben, weil mir die notwendigen finanziellen Zuschüsse verwehrt wurden, habe ich keine Möglichkeit dazu gehabt, etwas zu leisten, das ich selber als glaubwürdige Wissenschaft ansehe. Wie problematisch das sein kann, wenn man mit bescheidenen Mitteln zu arbeiten versucht, müssen jedenfalls Ih-

rer Meinung nach meine Aussagen über die Weimarer Republik bezeugen.

Was die Soziologie der Weimarer Republik betrifft, so tut es mir leid, daß ich vor dem Krieg wegen fehlender Geldmittel meine „Methods of Sociology“ nicht drucken lassen konnte. Sie hätten sich von der Argumentation in dieser Schrift gewiß nicht überzeugen lassen, aber da liegt doch eine Dokumentation vor, auch wenn sie weniger vollständig ist, als ich es gewünscht hätte. Ein Kapitel des Buches wurde unter dem Titel „Scholarly Forerunners of Fascism“ in der Zeitschrift „Ethics“, Bd. 50, Heft 1, Oktober 1939, abgedruckt. Was Vierkandt und andere Soziologen der Weimarer Republik betrifft, so möchte ich im Hinblick auf Ihre eigenen Ausführungen auf Seite 14 behaupten, daß man sehr wohl ein Ehrenmann sein kann, obwohl man gegen seinen Willen und ohne es zu wissen, eine Stütze für den Nationalsozialismus wurde. Was ich in diesem Zusammenhang über Sie gesagt habe, gilt natürlich nicht hinsichtlich Ihres jetzigen Standpunktes.

Der Grund dafür, daß ich Sie öfter als jeden anderen Verfasser zitiert habe, ist – außer dem bereits angeführten –, daß Sie unter den jetzigen Verfassern Dänemarks derjenige sind, der am meisten über die Themen geschrieben hat, von denen mein Buch handelt. Ich habe Starcke usw. nicht erwähnt, weil ich glaube, daß diese Verfasser entweder nicht mehr gelesen oder nicht mehr ernstgenommen werden. Ich habe Ihre „Sociologi“ öfter als andere Schriften zitiert, weil dieses Buch vermutlich von Studenten und anderen mehr gelesen wird als Ihre andren Schriften und weil Sie besonders in diesem Buch die Methoden der Soziologie besprechen. Ich habe „Die Masse“ miteinbezogen, um mich eventuell gegen das Argument wehren zu können, daß ein soziologisches Forschungsinstitut überflüssig sei, da Sie ja gezeigt hätten, daß ein einzelner Forscher sehr wohl ohne Hilfe die Verhältnisse in einer modernen Gesellschaft studieren kann. Es tut mir nun leid, daß ich nicht wußte, daß ich mir diese Vorsichtsmaßnahme hätte sparen können. Ich habe auf Vierkandt hingewiesen und auf Ihren Artikel im „Handwörterbuch“ als ein

vermutlich geeignetes Hilfsmittel im Zusammenhang mit „la règle du contexte“, um Ihre Soziologie recht verstehen zu können. Auf der ersten Seite der „Videnskabens Stilling“⁴³ habe ich das hohe Niveau der deutschen Wissenschaft vor 1914 hervorgehoben.

Trotz der deutschen Besatzung habe ich Clemmensen gegen Ihre Kritik verteidigt, weil er meinte, sie schade ihm finanziell.⁴⁴ Sonst hätte ich zu diesem Zeitpunkt das Wort nicht gegen Sie erhoben. –

Leider ist es mir nicht eingefallen, daß ich durch die Ausnahme von meiner Regel im Hinblick auf „Die Masse“ und dem sonstigen Festhalten an ihr ein schiefer Bild von Ihrer Produktion gezeichnet habe, da ich Ihre statistischen Untersuchungen übergegangen habe; ich hätte sie erwähnen müssen als Gegengewicht gegen eine Jugendarbeit, die Sie selber für schwach halten. –

Damit meine ich, Ihre Beurteilung meines „Angriffs“ aus ethischen Gesichtspunkten beantwortet zu haben und verstehe wohl, daß Sie sich dazu veranlaßt gefühlt haben. Was die weiter bestehende sachliche Meinungsverschiedenheit zwischen uns betrifft, werde ich die Studenten mit den Zugeständnissen, die ich Ihrer Kritik zu zollen habe, bekannt machen und sie dazu auffordern, sich selber eine Meinung über die Fragen zu bilden, in denen wir noch uneinig sind.⁴⁵

Auch wenn Ranulf seine Kritik teilweise revidierte und mit Blick auf die soziologischen Methoden feststellte, daß „wir tatsächlich weniger uneinig sind, als ich geglaubt hatte“, so ging er doch in seinem Brief mit keinem Wort auf den eigentlichen forschungslogischen Kern der Debatte ein, der beide trennte. Geiger konnte sich in seinem kurzen Antwortbrief für die geleistete „Abbitte“ nur sparsame Worte des Dankes abringen,

⁴³ Gemeint ist damit Ranulfs 1939 in Kopenhagen erschienene Studie „Videnskabens Stilling i moderne Stater“ [Die Stellung der Wissenschaft in modernen Staaten].

⁴⁴ Siehe dazu die Erläuterung im Apparat (Seite 93).

⁴⁵ Die Durchschrift dieses maschinengeschriebenen dänischen Briefes wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.628 verwahrt.

blieb im Ton verbindlich und, wo Ranulf Geigers soziologische Interessen als Lehrstuhlinhaber berührte, höflich zurückweisend, wobei er sich am Schluß eine Spitze nicht versagen konnte:

THEODOR GEIGER

Professor an der Aarhus Universität Aarhus, den 25 – 6 – 46
Risskov, Lindevangsvej 10
Tel. Risskov 8105

Lieber Professor Ranulf,

Dank für Ihren Brief, in dem ich zu meiner Zufriedenheit sehe, daß meine Einwände jedenfalls an einigen entscheidenden Punkten überzeugend gewirkt haben.

Darüber hinaus danke ich für die Zusendung Ihrer Äußerung zum „Studienkreis Wissenschaft und Gesellschaft“⁴⁶. Ich kann Ihren Beitrag nicht als schädlich für die Interessen meines Fachs betrachten und sehe auch nicht, wie Ihre Meinung zur Methode meine persönlichen Interessen, die sich darauf beschränken, meine Arbeit friedlich ausführen zu dürfen, schaden könnten. – Es wäre mir aber lieb gewesen, wenn Sie sich damit begnügt hätten, für Ihre eigene Person zu sprechen, anstatt meine Person in Ihrer Äußerung mit einzubeziehen.⁴⁷ Um keine Mißverständnisse aufkommen zu lassen, sah ich mich veranlaßt, dieses in einem kurzen

⁴⁶ Die Keimzelle des Studienkreises „Wissenschaft und Gesellschaft“ bildete Ende 1943/Anfang 1944 eine Gruppe von links stehenden, in der Widerstandsbewegung engagierten Naturwissenschaftlern (überwiegend Biochemiker) des Kopenhagener Carlsberg-Laboratoriums, die eine stark anwendungsorientierte Wissenschaft pflegten. Den Anstoß dazu hatte John Desmond Bernals Studie „The Social Function of Science“ (London 1939) gegeben. Nach dem Krieg erweiterte sich der Studienkreis mit Wissenschaftlern aus anderen Disziplinen und dehnte seinen Wirkungsbereich auch auf Aarhus aus. Im Studienkreis gaben jetzt Wissenschaftler den Ton an, die den linken Einfluß begrenzen, großes Gewicht auf eine internationale Ausrichtung der Wissenschaft legen und starken Einfluß auf die gesellschaftliche und kulturelle Entwicklung Dänemarks in den nächsten 30 Jahren nehmen wollten. Ranulf gehörte nicht zu den offiziellen Mitgliedern des Studienkreises, aber er sympathisierte offenkundig mit ihm.

⁴⁷ Ranulf hatte den an interessierte Wissenschaftler ausgeteilten Fragebogen B (7 Seiten) auch in Geigers Namen beantwortet. Der Fragebogen umfaßte ein breites Spektrum an Fragen und Fragenkomplexe, die um Antworten zur Institution, zum Bildungs- und Berufsweg, Arbeitsverhältnis und zum Fach (etwa Forschungsschwerpunkte, Theorie-Praxis-Verhältnis, internationale Zusammenarbeit, Publikationsmöglichkeiten, personale und sachliche Ausstattung) baten. Geiger selbst hatte sich an der Enquête nicht beteiligt.

Schreiben an den Studienkreis darzulegen. Einen Durchschlag lege ich bei. –

Sollten wir nicht, um unfruchtbare Polemik zu vermeiden, in Zukunft nach bestem Vermögen unserer positiven Einsatz für die Forschung betreiben und es der fachlichen Kritik überlassen, über uns zu urteilen?

Mit freundlichem Gruß

*Geiger.*⁴⁸

25 – 6 – 46.
Risskov, Lindevangsvej 10

Studienkreis Wissenschaft und Gesellschaft

Erst jetzt ist es zu meiner Kenntnis gelangt, daß Svend Ranulf, Professor für Philosophie an der Universität Aarhus, den seinerzeit ausgeteilten Fragebogen über die Bedingungen der Wissenschaft im Namen der Soziologie beantwortet hat. Es berührt nicht meine Interessen, wenn der Inhaber des philosophischen Lehrstuhls seine Forschungsarbeiten auf die Soziologie konzentriert und aus diesem Grund auf eigene Rechnung Arbeitsbedingungen wünscht, die es ihm erlauben, komparativ-soziologische Studien auf breitestem Grundlage durchzuführen. Da Prof. Ranulf jedoch in seiner Antwort direkt und namentlich für meinen Lehrstuhl und für meine Person spricht, muß ich von seiner Vertretung meiner vermutlichen Interessen Abstand nehmen.

Eine Widerlegung von Prof. Ranulfs Standpunkt in dieser Sache ist nicht erforderlich, da ich auf meine ausführliche Antwort auf seinen Angriff in der „Socialvidenskabelig Metodelære“, Kopenh.

⁴⁸ Der maschinengeschriebene dänische Brief Geigers an Ranulf wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.585 verwahrt.

1946, verweisen kann (vgl. meine kleine Schrift: Ranulf ctr. Geiger. Kopenh. 1946).

Ich muß allerdings Prof. Ranulfs Anspielung darauf, die Professur für Soziologie an der Universität Aarhus sei mir seinerzeit durch eine Art von Ausschreibung zugefallen, weil meine weniger lauten Arbeitsmethoden ‚billiger‘ wären, zurückweisen.

gez. *Geiger*.⁴⁹

Ein wesentlicher Grund, warum die Debatte zwischen Ranulf und Geiger so wenig konstruktiv verlief, das macht auch noch einmal der Briefwechsel deutlich, ist in der Enttäuschung darüber zu suchen, daß Ranulf in der Auseinandersetzung mit Geiger, sobald es um konkrete soziologische Probleme geht, eine Präzisierung seiner wissenschaftslogischen Position in seiner sozialwissenschaftlichen Methodenlehre wohlweislich vermied. Denn dann hätte er sich äußern müssen zu: 1) einer detaillierten paradigmatischen Analyse einzelner soziologischer Theorien für das zu lösende Problem, 2) einer darauf fußenden genauen Bestimmung des Verhältnisses von soziologischer Theorie und Empirie, und, damit einhergehend, 3) der Art der angewandten Begriffe, ob sie quantitativ, wohldefiniert und zweckmäßig für empirische Untersuchungen seien, 4) der methodischen Konstruktion, Analyse und erfahrungswissenschaftlichen Erforschung des Problems, 5) der Zuverlässigkeit und Gültigkeit der angewandten Forschungsmethoden und 6) hätte er sich weitaus intensiver mit den von Geiger angewandten Methoden als damit beschäftigen müssen, was dieser selber über sie zu sagen pflegte.⁵⁰ 7) „Endlich gibt es gewisse Probleme, die man überhaupt nicht nach der von Ranulf als einzige anerkannten Methode behandeln kann. Ich bin nicht besonders stolz auf das,

⁴⁹ Die dem Schreiben Geigers an Ranulf vom 25. Juni 1946 beigefügte maschinengeschriebene briefliche Mitteilung (Durchschlag) an den „Studienkreis Wissenschaft und Gesellschaft“ wird im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.585 verwahrt.

⁵⁰ Siehe dazu auch Jørgen Gelting: *Svend Ranulf: SOCIALVIDENSKABELIG METODELÆRE*. Ejnar Munksgaards Forlag, København 1946. 260 Sider. Theodor Geiger: RANULF CTR. GEIGER. Nyt Nordisk Forlag, Arnold Busck, København 1946. 108 Sider. In: Nationaløkonomisk Tidsskrift, LXXXIV, København 1946, Seite 157 f., und Ralf Dahrendorf: Anmerkungen zur Diskussion der Referate von Karl R. Popper und Theodor W. Adorno, in: Theodor W. Adorno, Ralf Dahrendorf, Harald Pilot, Hans Albert, Jürgen Habermas, Karl R. Popper: Der Positivismusstreit in der deutschen Soziologie (Soziologische Texte Bd. 58, herausgegeben von Heinz Maus und Friedrich Fürstenberg, Redaktion: Frank Benseler), Darmstadt und Neuwied 1972, Seite 153.

was ich vor 20 Jahren in jugendlichem Leichtsinn über Straßenuaufläufe geäußert habe, und Ranulf rügt hier“, was Geiger ihm freimütig zugesteht, „mit Recht meine voreiligen Schlußfolgerungen. Aber, wenn man sich wirklich nur auf Massenbeobachtungen stützen darf – wie in aller Welt soll man dann in diesem Falle vorgehen? Wie viele Straßenuaufläufe kann man selbst als Augenzeuge miterleben, auch wenn man ihnen nur hinterherjagt?“ (Seite 52)

Jedenfalls trogen letztlich der Wunsch und die Hoffnung Jørgen Jørgensens, daß der zwischen Ranulf und Geiger „ausgetragene Methodenstreit in Zukunft in eine fruchtbarere Diskussion über einige der wichtigsten sozialwissenschaftlichen Sachfragen“⁵¹ zweier ihrer führenden Repräsentanten münden werde. Dazu trug wesentlich Ranulfs rigoroses Festhalten an einer induktiv-empirischen Verfahrensweise und der damit bevorzugten Methode in seinem Lehrbuch bei. Zwar gestand er, als er in einem Zeitungsartikel nochmals auf den Methodenstreit einging, durchaus zu: „Es hat verschiedene Meinungen darüber gegeben, welche Methoden eigentlich in der Soziologie anzuwenden seien“, aber, so fügte er sogleich hinzu: „Ich habe mir meine Meinung dazu während eines Studienaufenthalts in Frankreich vor über zwanzig Jahren gebildet.“⁵² Diese Bemerkung Ranulfs war nun nicht besonders klug, weil es sich dabei cum grano salis vor allem um übernommene Anschauungen Simiands handelte, die eigene Ansichten, Meinungen und Urteile in den Hintergrund treten ließen. Aber die gedankliche Weiterentwicklung dieser Anschauungen hätte es werden können, wenn er die neueren wissenschaftstheoretischen Erkenntnisse aufgenommen und sich ohne jede Rücksicht auf mögliche Folgen für die eigene wissenschaftslogische Position nicht taub gegenüber den gegen sie vorgebrachten Einwänden gestellt hätte.

Geigers kritische Antwort machte mithin auf Ranulf wenig Eindruck. Auch zwei Jahre nach der Debatte, als er im Rahmen seiner in der Lehre für das Philosophikum gemachten Erfahrungen nochmals auf sie zurückkam und sich mit einer Reihe von Einzelpunkten, in denen er mit Geigers Anschauungen nicht übereinstimmte, mäkelnd weiter auseinandersetzte, hielt er unbeirrt an seiner prinzipiellen wissenschaftslogischen

⁵¹ Jørgen Jørgensen: Socialvidenskabelig Metodediskussion, in: *Socialt Tidsskrift*, XXII, København 1946, Seite 260.

⁵² Svend Ranulf: Strid mellem de Lærde, in: *Aarhus Stiftstidende* vom 25. Juni 1946, Seite 5.

Auffassung fest.⁵³ Er diskreditierte sich damit ein weiteres Mal. Auch für ihn trifft gewiß zu, was Fontane (im Hinblick auf Adolph Menzel) über Kritiker sagte: „Wer eine Kunst nicht selber übt, hat sein Lob und seinen Tadel an bestimmter Stelle schweigen zu lassen, nämlich da, wo das mangelnde Können auch sein Wissen lahmt.“⁵⁴ Geiger wollte jedenfalls nicht weiter mit Ranulf rechten und überging es mit Schweigen; er hatte die notwendigen forschungslogischen und forschungsmethodischen Konsequenzen aus seinen Forschungen schon vor der Debatte mit Ranulf gezogen und konnte sie schon bald in seinen großen empirisch-soziologischen Studien unter Beweis stellen.

II.

Auch bei der Arbeit an diesem Band der Theodor-Geiger-Gesamtausgabe haben mir wieder viele mit kundigem Rat und Tat zur Seite gestanden. Für ihre Bereitschaft, Rückmeldung und Unterstützung bei schwierig zu erläuternden Sachverhalten, Hintergründen und nachzuweisenden Quellen der Zitate danke ich besonders Arno Barnert und Gerd Richter (Niedersächsische Staats- und Universitätsbibliothek – Zentrale Information –, Georg-August-Universität Göttingen), Dagmar Drüll-Zimmermann (Projekt Heidelberger Gelehrtenlexikon, Universitätsarchiv der Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg), Günther Fricke (Zentrale Hochschulbibliothek Flensburg), Håkan Hallberg (Handschriften- und Musikabteilung, Universitätsbibliothek Uppsala), Henrik Knudsen (Fakultät für Sozialwissenschaften, Universität Aarhus), Gudrun Kühne-Bertram (Dilthey-Forschungsstelle im Institut für Philosophie, Ruhr-Universität Bochum), John T. Lauridsen (Forschungsabteilung der Königlichen Bibliothek Kopenhagen), Palle Lykke (Archiv der Universität Aarhus), Till Schelz-Brandenburg (Zentrales Archiv der Universität Bremen), Wolfgang Schluchter (Institut für Soziologie, Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg), Raymond-Josué Seckel (bibliographische For-

⁵³ Siehe dazu das maschinengeschriebene dänische Manuskript „Geiger ctr. Ranulf“, das von Ranulf vermutlich 1948 verfaßt worden ist; es befindet sich im Ranulf-Archiv in der Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus unter der Nr. 921.137.

⁵⁴ Zitiert nach Fritz J. Raddatz: Tagebücher. Jahre 1982–2001, Reinbek bei Hamburg 2010, Seite 754.

schungsabteilung der Nationalbibliothek Paris) sowie Lotte Thyrring Andersen (Staats- und Universitätsbibliothek Aarhus).

Bei den Bibliothekarinnen und Bibliothekaren der Bibliothek für Bildungsgeschichtliche Forschung des Deutschen Instituts für Internationale Pädagogische Forschung Berlin, der Deutschen Zentralbibliothek für Wirtschaftswissenschaften Kiel, der Niedersächsischen Staats- und Universitätsbibliothek Göttingen, der Königlichen Schwedischen Nationalbibliothek Stockholm, der Staatsbibliothek zu Berlin (Wissenschaftlicher Auskunftsdiest) – Preußischer Kulturbesitz, der Universitäts- und Forschungsbibliothek Erfurt/Gotha, der Universitäts- und Stadtbibliothek Köln und der Zentral- und Landesbibliothek Berlin bedanke ich mich für ihr großes Verständnis und ihre Umsicht, mit der sie meine wiederholten bibliographischen Rechercheinfragen beantwortet haben.

Die deutsche Fassung dieses Bandes stammt von Gert J. Fode; er hat, wenn nichts anderes vermerkt wurde, auch alle in der Vorrede und im Apparat nötigen Übertragungen aus dem Dänischen besorgt, wofür ich ihm sehr danke.

Benjamin W. Brinkmann hat für diesen Band die Dokumentvorlagen mit dem Textsatzsystem L^AT_EX 2_& erstellt und mich wieder umsichtig mit klugen Hinweisen und Vorschlägen beraten und unterstützt.

Eine große Hilfe waren mir schließlich wieder die Bemerkungen und Kritik Annelie Rodax', die das Manuskript redigierte und dessen sprachliche Klarheit nicht zuletzt wesentlich ihr Verdienst ist; ihr sei auch an dieser Stelle nochmals herzlich gedankt.

Halle (Westfalen), im Herbst 2010

Klaus Rodax